

*Misstraut gelegentlich euren Schulbüchern! Sie sind nicht auf dem Berge Sinai entstanden, meist nicht einmal auf verständige Art und Weise, sondern aus alten Schulbüchern, die aus alten Schulbüchern entstanden sind, die aus alten Schulbüchern entstanden sind. Man nennt das Tradition.*

Der das schrieb, wusste, wovon er sprach. Er wurde als 17-Jähriger während des Ersten Weltkriegs zur schweren Artillerie eingezogen, warnte vor dem aufkeimenden Nationalsozialismus, erhielt prompt Publikationsverbot, seine Bücher landeten am 10. Mai 1933 auf dem Scheiterhaufen – und dennoch verließ er Deutschland nicht, harpte aus und schrieb nach 1945 weiter für das Feuilleton und diverse Kabaretts. Der Biedersinn war ihm verdächtig, das Mitläufertum verhasst und traditionellen Bildungsinhalten stand er reserviert, wenn nicht gar ablehnend gegenüber. Die Rede ist von Erich Kästner, und dieser kommt einem bei der Lektüre des vorliegenden alternativen Geschichtsbuchs unwillkürlich in den Sinn.

Ebenso wird man an Ilse Aichinger und ihren ersten großen Text „Aufruf zum Misstrauen“ aus dem Jahr 1946 erinnert, in dem die damals 25-Jährige schreibt: *„Kaum haben wir gelernt, den Blick zu heben, haben wir auch schon wieder gelernt, zu verachten und zu verneinen.“* Und den sie beschließt mit dem Appell: *„Werden wir misstrauisch gegen uns selbst, um vertrauenswürdiger zu sein!“*

Diesem Misstrauen trägt Wolfgang Radleggers Kalendarium „Geschichte anders notiert“ Rechnung. Es ist ein ungewöhnliches und gleichzeitig notwendiges, längst überfälliges Buch: Zu den 365 Tagen eines Jahres hat er 365 Ereignisse und Personen (manchmal auch Persönlichkeiten) zusammengetragen, die im Schatten anderer „größerer“ Ereignisse und Personen (seltener Persönlichkeiten) stehen oder sich gar nicht im öffentlichen wie privaten Bewusstsein befinden. Immer sei Historie als „Geschichte von oben“ vermittelt worden (und wird es bisweilen auch heute noch), erklärt er, und das habe ihn seit jeher gestört. Ein „Geschichte von unten“ sei dringend nötig, um die Zeitläufte besser verstehen zu können und vor allem die – zweifelhafte – Rolle des Westens mit seinen zahllosen Kriegen und Eingriffen in anderen Ländern und Kulturen richtig einschätzen zu können. Nicht weniger als eine Korrektur des herkömmlichen Geschichtsbildes sei ihm beim Verfassen dieses Buches vorgeschwebt – und dabei konnte er, stellt man beim Lesen erstaunt, fast ehrfürchtig fest, auf ein ungeheures großes Wissen zurückgreifen, das im Lauf der Jahrzehnte angewachsen ist und den sozialen wie auch sozialistischen Blickwinkel Radleggers nicht verheimlichen kann und auch gar nicht will.

## Aus der Geschichte lernen?

Herausgekommen ist kein wissenschaftliches Buch – Radlegger verzichtet bei Zitaten weitgehend auf genaue Quellenangaben, die den Lesefluss nur stören würden –, auch kein allumfassendes „Standardwerk“ (was bei der Materie ohnedies nicht zu leisten wäre), sondern ein gut lesbares, verständliches „work in progress“ (denn was er zusammengetragen hat ist nur ein kleiner Ausschnitt aus der unübersehbaren Fülle an nennenswerten Geschehnissen – obwohl er selbst mittelalterliche, antike und noch weiter zurückliegende Fakten miteinbezieht), ein Kompendium von oftmals unglaublichen Geschichten, die einen erschauern und nachdenklich werden lassen, ein höchst persönliches Plädoyer für Menschlichkeit, das ungeplant, weil nicht vorhersehbar im Schatten des Ukraine-Konflikts publiziert wird, von dem nicht abzusehen ist, wie er sich noch entwickeln wird, von dem aber jetzt schon klar ist, dass er eine Zäsur in der jüngeren Geschichte Europas und der gesamten Welt bilden und Eingang in eine Fortsetzung der „Geschichte anders notiert“ finden wird.

Ein Buch, das in jede Bücherei, vor allen Dingen aber jede Schulbibliothek gehört!

Christoph Janacs, Lektor

Als Wolfgang Radlegger mich mit seiner Idee eines Kalendariums der „anderen“ Geschichte konfrontierte, war ich begeistert. So etwas habe ich bisher noch nicht gekannt. Ich habe aber auch nicht im geringsten geahnt, was für eine Aufgabe auf uns als Verlag zukommt. Stapelweise handgeschriebene Seiten – eine schon rein körperlich enorme Aufgabe des Autors – galt es in ebensolcher Anstrengung zu transkribieren, kürzen, lektorieren, korrigieren, bis nach etlichen Durchgängen mit den immer sich einschleichenden Fehlern das Buch nun fertig vorliegt.

Ich bedanke mich bei dem Autor Wolfgang Radlegger für seinen unermüdlichen Einsatz und sein Durchhaltevermögen in oft schwierigen Zeiten. Ich bedanke mich bei allen denen, die unter enormem zeitlichen Druck das handschriftliche Manuskript „entschlüsselt“ und Namen und Zeitangaben überprüft haben. Ich bedanke mich bei Christoph Janacs für sein penibles Lektorat.

Die Beschäftigung mit diesen Texten hat mir ein neues Verständnis politischer Vorgänge gebracht, mit denen ich schon damals interessiert aufgewachsen bin. Wenn ich heute aktuelle Berichte in den Zeitungen und Medien verfolge, werden mir Zusammenhänge und Entwicklungen neu bewusst – und mich schaudert vor dem, was schon war, und dem, was kommen könnte.

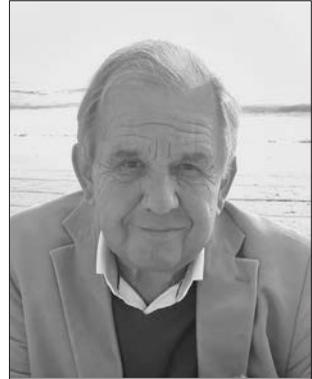
Volker Toth, Verleger



ISBN 978-3-902932-66-2



ISBN 978-3-904068-38-3



## **Wolfgang Radlegger**

geboren 1947 in Grödig bei Salzburg, Kindheit in Buenos Aires, Gymnasium in Salzburg, lebt in Salzburg.

1978-1979 Mitglied des österreichischen Bundesrates;

1979-1989 Mitglied der Salzburger Landesregierung;

ab 1984 Landeshauptmann-Stellvertreter;

Landesparteioobmann der SPÖ.

Ab 1991 leitende Tätigkeit bei der Bausparkasse Wüstenrot,

Vorsitzender des Vorstandes; bis Jahresmitte 2022 Mitglied

des Vorstandes der Eigentümergenossenschaft Wüstenrot und

diverser Aufsichtsräte im Bausparkassen- und Versicherungsbereich.

Autor zahlreicher Artikel.

2011 erschien in Wien das Buch „Vom Stillstand zum Widerstand“.

In der EDITION TANDEM erschienen:

- 2017 Roma – zum Betteln verdammt  
Eine historisch-kritische Auseinandersetzung
- 2018 2. Auflage
- 2021 Ohne Zweifel für die Schwächeren  
Politische Reflexionen | Biografische Notizen

Wolfgang Radlegger  
**Geschichte anders notiert**  
Ein Kalendarium

Lektorat: Christoph Janacs  
Gestaltung: Volker Toth  
Druck: Florjancic, Maribor

ISBN. 978-3-904068-59-8

© 2022 Edition Tandem, Salzburg | Wien  
[www.edition-tandem.at](http://www.edition-tandem.at)

*Den Spruch „Meine Hand ist hart, aber lieblich mein Gemüt“ beherzigend, schnitt man (Anmerkung: die Repräsentanten der Kolonialregierung) den Bestraften erst die Zunge ab, dann entmannte man sie und brandmarkte ihre Wangen mit dem holländischen Wappen. In diesem Zustand mussten sie den Rest ihrer Tage immerzu angekettet arbeiten.*

So beschreibt Cornelis Gerard Anton de Kom die Entscheidung der holländischen Kolonialregierung in Suriname, zum Tode verurteilte Sklaven ihren Besitzern abzuverkaufen, um sie dann in lebenslanger Zwangsarbeit zu „nützen“. Dies veranlasste einen Herrn Godefroy zu der Dreistigkeit, Schadenersatz für 28 von ihm selbst exekutierte Sklaven zu fordern. Die holländische Verwaltung hatte Verständnis für sein Begehren und zahlte ihm tatsächlich 5.600 Gulden. Das ist nur eine von vielen bestürzenden Begebenheiten, die wir durch de Koms Buch „Wir Sklaven von Suriname“ erfahren und die europäische Geschichtsbücher ihren Lesern vorenthalten. Erst in der am 22. Juni 2020 der Öffentlichkeit vorgestellten Bildungsrichtlinie für das Fach Niederländische Geschichte im Schulunterricht ‚Canon van Nederland‘ wurde Anton de Kom als einer von insgesamt 50 Themensträngen aufgenommen.

De Kom starb kurz vor Ende des Zweiten Weltkrieges in einem sogenannten KZ-Aufganglager (Sandbostel), in das er als Widerstandskämpfer gegen die deutsche Besatzung der Niederlande eingeliefert worden war. Man möge sich vor Augen halten: Ein Mensch, der in den Niederlanden wegen seines Buches behördlicher Verfolgung und wegen seiner schwarzen Hautfarbe ständigem Rassismus ausgesetzt war, entschloss sich trotzdem, aktiv am Widerstand teilzunehmen, obwohl er der Gestapo wegen seines Engagements für die Kommunisten bekannt war.

Sein Vater war in der Sklaverei geboren worden, die die Niederlande als letzter europäischer Staat erst 1863 abgeschafft hatten. Durch seine „Sklaven von Suriname“ wurde de Kom zu einem Pionier der antikolonialen Geschichtsschreibung und für mich ein letzter Anstoß, das vorliegende Buch zu verfassen. Insbesondere eine Erinnerung de Koms hat mich dabei geleitet, wenn er „Die Geschichte des Vaterlandes“ beschreibt:

*Wenn uns kleinen Negerjungen, Kindern oder Enkeln von Sklaven, auf der Schule die Geschichte des Vaterlands gelehrt wurde, war das natürlich die Geschichte der weißen Kriegsherren. Vor der Klasse standen die ehrwürdigen Brüder von Tilburg und unterwiesen uns in den Heldentaten von Piet Hein und de Ruiter, von Tromp und de Evertsen und Banckert. Wir schwarzen Kinder auf den Hinterbänken (die vorderen waren für die Söhne und Töchter der Europäer bestimmt), zermarterten uns die Köpfe, um die Jahreszahlen der holländischen, bayerischen und burgundischen Fürstenhäuser auswendig zu lernen. Wir, die mit dem Stock bestraft wurden, wenn wir es wagten, innerhalb der Schulmauern unsere eigene „surinamische Sprache“ zu sprechen, mussten*

## Das ist eine andere Geschichte

*uns sowohl für den Aufstand von Claudius Civilis begeistern wie auch für das tapfere Verhalten von Wilhelm dem Schweiger. Wir, die die Namen der Aufständischen Bonni, Baron und Joli Coeur vergebens in den Geschichtsbüchern suchten, strebten danach, für das Examen schnell und gewissenhaft die Namen und Jahreszahlen der niederländischen Gouverneure herunterzuleiern, unter deren Regierungszeit man unserer Väter als Sklaven importiert hatte.*

*Und das System funktionierte. Keine bessere Methode, um das Minderwertigkeitsgefühl bei einer Rasse zu züchten, als diesen Geschichtsunterricht, in dem ausschließlich die Söhne eines anderen Volkes genannt und gepriesen wurden. Es hat lange gedauert, bis ich mich gänzlich von der fixen Idee befreit hatte, dass ein Neger immer und ausnahmslos weniger wert sei als ein Weißer.*

Wie anders ist da meine „weiße“ Erinnerung: Eroberer waren „Entdecker“; Räuber indigenen Landes nannte man „Pioniere“; Europäer brachten Kultur und Zivilisation; Missionare sorgten dafür, dass auch „Negerlein“ in den Himmel kommen könnten; Indianer waren erpicht auf „Skalps“ und weiße Frauen; Amerikaner mussten sich gegen japanische „Kamikaze“ zur Wehr setzen, nachdem Pearl Harbour hinterlistig angegriffen worden war; der „Commonwealth of Nations“ entpuppte sich als eine fröhliche Völkerschar, die sich unter dem huldvollen Szepter der britannischen Königin tummelte, und Swakopmuend, Walfisbay und Windhuk erweckten nostalgische Erinnerungen an deutsche Spuren auf dem „Dunklen Kontinent“. Die Überlegenheit der Europäer als Synonyme für die „Weißen“ brauchte gar nicht besonders betont zu werden, sie ergab sich schlicht und wenig ergreifend aus der Geschichtsdarstellung selbst. Da ich die Grundschule in Buenos Aires besuchte, möchte ich noch eine Erinnerung hinzufügen, die in dieses Bild passt: Alle Helden des Unabhängigkeitskampfes gegen die „Spanier“ in Südamerika waren weiß – als ob es die indigene Bevölkerung gar nicht gegeben hätte, obwohl sie einen beachtlichen Teil derer stellte, die an vorderster Front den Kopf hingehalten haben.

Ich frage mich, wieviel sich in den letzten sechs Jahrzehnten daran geändert hat, und komme zum Ergebnis, dass „Geschichte“ immer noch europäische Geschichte mit eine paar Anhängseln bedeutet: das alte Ägypten, Babylonier, Assyrer und Phönizier, die Perser, von dem Makedonier Alexander besiegt, die Hunnen, Awaren, Ungarn und Mongolen als asiatische Reitervölker, die europäische Zivilisation und Kultur bedrohen, Spanier und Portugiesen als Entdecker und Seefahrer, denen die „Neue Welt“ zu verdanken ist, der Seeweg nach Indien und die erste „Weltumsegelung“, notgedrungen etwas China, Indien als Perle des britischen Kolonialreiches, Australien als Sträflingskolonie, die amerikanische Unabhängigkeitserklärung als Leuchtturm der Zivilisation und sonst Krieg, viel Krieg, eigentlich fast alles Krieg, der bekanntlich ja auch Vater aller Dinge ist.

Daher schreibe ich von den Ereignissen und Personen, die eine andere Geschichte verkörpern. Ich bediene mich dabei des Gregorianischen Kalenders, weil auch er Zeichen der europäischen, weißen Vorherrschaft ist, Prototypus der Globalisierung unter einem Vorzeichen, wie die nachstehende Darstellung anderer, noch existierender Kalendersysteme zeigt:

2021 ist im

Armenischen Kalender 1469-1470

Äthiopischen Kalender 2013-2014

Badi-Kalender 177-178

Bengalischen Kalender 1427-1428

Berber-Kalender 2971

Buddhistischen Kalender 2565

Byzantinischen Kalender 7529-7530

Chinesischen Kalender 4717-4718 oder auch 4657-4658

Hebräischen Kalender 5781-5782

Hindu-Kalender Vikram Sambat 2077-2078

Shaka Samvat 1943-1944

Iranischen Kalender 1399-1400

Islamischen Kalender 1442-1443

Japanischen Kalender Kōki 2681

Koptischen Kalender 1737-1738

Koreanischer Kalender Daegun Ära 4354

Seleukidischen Kalender 2332-2333

Thai-Solar Kalender 2564

Jetzt könnte man der Annahme verfallen, der Gregorianische Kalender sei deshalb weltumspannend in der Anwendung, weil er der präziseste ist (der genaueren Berechnung wegen hat er schließlich ja auch den Julianischen – nach Julius Cäsar benannt – abgelöst). Das ist jedoch eine Fehleinschätzung. Der persische Sonnenkalender, auch Iranischer Kalender genannt, ist einer der präzisesten auf der Welt. Er besitzt eine Genauigkeit mit einer Abweichung von einem Tag in 110.000 Jahren. Auch der Maya-Kalender, eingeführt etwa ein halbes Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, ist noch immer doppelt so exakt wie der seit 1582 geltende, von Papst Gregor XIII. eingeführte.

Das mathematische und astronomische Wissen war in anderen Regionen schon sehr weit entwickelt, als die Katholische Kirche noch in Scheiben dachte, um die sich Sonne und Sterne drehten.

## Das ist eine andere Geschichte

Sucht man nach der ursprünglichen Bedeutung des Wortes „Kalender“, so erfährt man, dass das römische „Calendarium“ ein Schuldbuch war – also ein Verzeichnis der Calendare, der jeweils ersten Tage der antiken Monate, an welchen Darlehen ausbezahlt und Darlehensrückzahlungen fällig wurden. Terminkalender sind konsequenterweise moderne Aufzeichnungen darüber, wem wir eine Begegnung schulden oder von wem wir eine solche einfordern. Soll und Haben an Kontakten gewissermaßen. Festzustellen, für wen dabei wann die Stunde schlägt, war noch nie so einfach wie heute, denn jedes Handy, das man mit sich herumschleppt, zeigt Tag und Stunde an, ergänzt mit anderen nützlichen Hinweisen wie etwa Terminerinnerungen und Wettervorhersagen, Stauwarnungen, offenen Tankstellen und empfehlenswerten Restaurants.

Aber es gab auch Epochen, in denen Kalender im heutigen Sinn noch nicht existierten. Dem Menschen wurde durch das Beobachten seiner Umwelt bewusst, dass dem Licht des Tages die Dunkelheit der Nacht folgte, wobei es Abschnitte gab, wo das eine deutlich länger als das andere war und umgekehrt. Auch war nicht zu übersehen, dass die Sonne heißer brannte, wenn die Tage länger waren, und es kälter wurde, wenn die Nacht überwog. Dazu kam jene grausilberne Scheibe des Mondes, die regelmäßig zu- und abnahm und zumeist verschwand, wenn die Sonne am Horizont auftauchte. Für die Menschen dieser Zeit war es lebenswichtig, einschätzen zu können, ob es heißer oder kälter werden würde, ob mit einer Regenzeit gerechnet werden musste, ob Trockenheit bevorstand, welche Früchte zu welcher Jahreszeit essbar waren und wann die Tierherden wanderten, die es zu jagen galt.

Kurz und gut – die Zeit einzuteilen und das Kommen und Gehen von Tag und Nacht in den Jahreszeiten zu beobachten, war für die Menschen von einer Bedeutung, die wir schon längst vergessen haben, weil wir uns von diesen Wirkungen der Zeit entfernt haben. Zu den schlimmsten Beispielen dieser scheinbaren Emanzipation gehören Ski- und Eislaufhallen in arabischen Wüsteneien und „Rund um die Uhr Shops“ in immer mehr Städten, die uns permanenten Konsum einreden.

Und so wundert es nicht, dass Zeugnisse ältester Kulturen, wie etwa Stonehenge, nicht nur kultischen Zwecken dienten, sondern den Versuchen gewidmet waren, die Dauer des Jahres und zyklisch wiederkehrende Himmelsereignisse wie Sonnenwende und Tag- und Nachtgleiche zu bestimmen.

Der Gregorianische Kalender – ebenfalls ein Sonnenkalender – brachte eine Abweichung von nur 27 Sekunden im Jahr. Daher brauchen wir uns bis zum Ende des 49. Jahrhunderts keine weiteren Gedanken über die Folgen von Zeitverschiebungen zu machen und können uns naheliegenderen Gefahren wie Atomkriegen oder der Klimaerwärmung widmen.

Die Verbesserung gegenüber dem Julianischen Kalender wurde erreicht, indem das durchschnittliche Jahr eben nicht mehr aus 365,25 Tagen, sondern nur mehr aus 365,2425 Tagen besteht – kleine Ursachen, große Wirkungen also!

Die Verspätung des Kalenders gegenüber den Jahreszeiten wurde im Jahr der Einführung, also 1582, dadurch korrigiert, dass man zehn Kalendertage ausließ. Es gibt sie einfach nicht. Vom 4. Oktober 1582 an entstand ein „Kalenderloch“ und es wurde einfach mit dem 15. Oktober weitergezählt.

Gewissermaßen ein Nebenprodukt der Kalenderreform war auch, dass der Jahresbeginn offiziell auf den 1. Januar verschoben wurde, der sich auf Grund des Namens (lat. Ianua bedeutet „Tür“) und der zeitlichen Nähe zum Christfest und der Wintersonnenwende als Neujahrestag anbot.

Im Mittelalter hatte das Jahr nämlich an unterschiedlichen Tagen begonnen, darunter Weihnachten, Ostern und Maria Verkündigung. Um es noch komplizierter zu machen: Der päpstlichen Bulle Gregors war eine Liste beigefügt, die die restlichen Feiertage 1582 bis zum 31. Dezember und die des ganzen folgenden, neu aufgeteilten Jahres (und aller zukünftigen) aufführte. So kam es zu Überschneidungen von elf Tagen zwischen dem abgelösten julianischen und dem neuen gregorianischen Kalender.

Um die höhere Kalendermathematik noch zu vervollständigen, sei darauf verwiesen, dass der 15. Oktober 1582 als erster Geltungstag des Gregorianischen Kalenders nur im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation und anderen katholischen europäischen Ländern galt, während sich die weltweite Ausbreitung bis ins 20. Jahrhundert verzögerte (Griechenland 1923 und China 1949).

Da man alles und jedes als Vorwand für Streitereien verwenden kann, blieb das auch beim Kalender nicht aus – der Kalenderstreit in Augsburg und die Kalenderunruhen in Riga sind bezeichnende Beispiele dafür. Die nicht zeitgleiche Einführung in verschiedenen Ländern hat auch skurrile Folgen: so sind die Sterbedaten von William Shakespeare und Miguel de Cervantes zeitgleich mit 23. April 1616 angegeben, obwohl der Engländer den Spanier um zehn Tage überlebt hat. Auf der anderen Seite wurden alle Menschen, die in einem der damaligen Länder die Kalenderumstellung erlebten, der „Papierform“ entsprechend um zehn Tage älter, als ihre tatsächliche Lebensdauer ausmachte.

Da eine nicht unbeträchtliche Zahl an Menschen, die mit uns leben, der Religion Mohammeds anhängen, mag es zumindest für Neugierige von Interesse sein, was den Islamischen Kalender von dem bei uns gebräuchlichen unterscheidet.

Zum ersten ist er ein reiner Mondkalender. Seine Kalenderjahre bestehen aus zwölf Mondmonaten zu 29 oder 30 Tagen und sind im Durchschnitt  $354 \frac{1}{3}$  Tage lang und somit etwa elf Tage kürzer als die durchschnittlichen gregorianischen Kalenderjahre.

## Das ist eine andere Geschichte

33 Jahre islamischer Zeitrechnung entsprechen also ungefähr 32 Jahren der Christenheit. Die Folge ist, dass in diesem Zeitraum die Daten des islamischen Jahres einmal das Sonnenjahr durchwandern. Der Fastenmonat Ramadan fällt damit in jede unserer Jahreszeiten – vom Hochsommer bis zum tiefsten Winter.

Das islamische Jahr 1441 hat am 1. September 2019 begonnen und der 9. Monat des islamischen Kalenders, also der Ramadan, entfällt auf die Zeit 23. April bis 23. Mai 2020, nachdem die prophetische Anweisung lautet: *Fastet erst, wenn ihr sie (die Mondsichel) seht, und brecht das Fasten erst, wenn ihr sie wieder seht.*

Dass „Ramadan“ aus dem Arabischen übersetzt „der heiße Monat“ bedeutet, mag für einen in Skandinavien lebenden Muslim nur insofern tröstlich sein, als die Zeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang (wo das Fastengebot gilt) in den kältesten Wintermonaten am kürzesten ist.

Wenn Sie andererseits am Samstag, dem 5. Oktober 2019 irgendwo gelesen haben, es wäre der 6. Tischri 5780, so haben Sie eine jüdische Kalenderangabe vor sich, deren Zeitrechnung 3761 v. Chr. (nach gregorianischer Zählung) beginnt. Ein Jahr hat da gewöhnlich zwölf Mondmonate (354 Tage) und wird durch Schaltjahre mit 13 Mondmonaten (384 Tage) ergänzt.

Das jüdische Jahr beginnt heute im Herbst mit dem Tischri, der nach jüdischer Auffassung der Monat ist, in dem die Menschheit erschaffen wurde.

Die biblische Schöpfung ist dabei nach den Berechnungen des Rabbi Hillel II. auf Grund biblischer Chroniken im Jahr 3761 v. Chr. angenommen, was fromme Juden und christliche Fundamentalisten glauben lässt, wir würden im letzten Viertel des sechsten Jahrtausends leben. Sarah Palin, die schräge Ikone der amerikanischen *Tea-party*-Bewegung, wird da sicherlich zustimmen. Nicht unerwähnt darf jedoch bleiben, dass es außer dem christlichen, islamischen und jüdischen Kalender noch eine Vielzahl an heute noch regional gebräuchlichen Kalendern gibt, deren bloße Aufzählung nur Verwirrung stiften würde. Da sie sich auf Weltgegenden außerhalb Europas beziehen, möchte ich mich auf den Hinweis ihrer Existenz beschränken, wo wir doch nicht einmal alle Probleme unseres gregorianischen Kalenders bewältigt haben.

So gibt es ein Jahr „Null“ nicht – oder vielleicht doch? In der von Historikern angewendeten traditionellen christlichen Zeitrechnung endet das Jahr 1 vor Christi Geburt am 31. Dezember und am nächsten Tag beginnt der 1. Januar des Jahres 1 nach Christi Geburt.

Dazwischen müsste also Christus geboren sein – wie lässt sich das allerdings mit dem 24. Dezember vereinbaren? Ich weiß keine Antwort darauf, was aber wahrscheinlich gar nicht so wichtig ist, weil nach neuesten Forschungsergebnissen Christus tatsächlich vier bis sechs Jahre früher auf die Welt kam. Er war also schon einige Jahre älter, als es in der bisherigen Überlieferung dargestellt wird.

Historisch zutreffender wäre also, wenn wir statt von „Christi Geburt“ von „vor und nach unserer Zeitrechnung“ sprechen.

Im Übrigen spielt es keine große Rolle, wann Jesus Christus geboren wurde. Denn der Geburtstag als Markstein des Lebens ist laut Kirchenvater Origines „heidnische Praxis“. Im Christentum gilt der Todestag als Geburtstag, nämlich für den Eintritt in das wahre, in das ewige Leben.

Gefeiert wird im traditionellen christlichen Glauben daher kein Geburtstag, sondern der Namenstag, also der Gedenktag des Heiligen gleichen Namens.

Aber zurück zum Ursprung: unser Kalender beginnt also mit dem 1.1.1, auch wenn es logisch wäre, dass der erste Tag unserer Zeitrechnung mit der Stunde 0 am 1.1.0 beginnt.

Aber weil es eben so nicht ist, begann das 3. Jahrtausend mit dem 1.1.2001, obwohl der 1.1.2000 weltweit als Eintritt ins neue Jahrtausend gefeiert wurde.

Unser Kalender beginnt aber auch deshalb mit dem 1.1.1, weil man im frühen Mittelalter die Null nicht kannte und Dionysius Exiguus, ein skythischer Mönch, der in Rom lebte, der eigentliche Begründer der christlichen Zeitrechnung ist, die er im Jahr 525 erstmals vorschlug. Warum es bis zu ihrer Umsetzung noch mehr als 1.000 Jahre brauchte, weiß ich nicht, sondern kann es höchstens vermuten: Weil erst dann die zehn Tage Unterschied bewirkten, dass das Osterfest spürbar zu früh begangen wurde. Aber vielleicht war es auch ganz anders – die Zahl der „verschluckten“ Tage wäre geringer gewesen und Shakespeare und Cervantes hätten eben kein gleiches Sterbedatum. Aber bevor es zu kompliziert wird, möchte ich noch ein anderes Kalenderthema aufgreifen, welches ebenfalls nicht ins allgemeine öffentliche Bewusstsein gedrungen ist: nämlich die Frage des Wochenbeginns.

Wann ist eigentlich Wochenanfang?

Nach jüdischer und christlicher Tradition beginnt die Woche mit dem Sonntag. Der siebente Tag, an dem geruht werden soll, ist also konsequenterweise bei den Juden der Sabbat. So wird es heute auch in den USA, in Israel, arabischen Ländern sowie Japan und China gehandhabt. Auch der deutsche „Mittwoch“ ist von Sonntag und nicht von Montag her gesehen in der Mitte der Woche gelegen.

Dennoch ist in den Kalendern der meisten europäischen Staaten der Montag als erster Tag der Woche verzeichnet, und unter „Wochenende“ versteht man gemeinhin die Samstage und Sonntage.

Dass der Sonntag ein Ruhetag ist, hat immerhin eine bis Kaiser Konstantin zurückzufolgende Geschichte, da im Jahr 321 n. Chr. in der damaligen Gesetzgebung die Arbeits- und Gerichtstagsfreiheit fixiert wurde. Um sich vom Judentum abzugrenzen, bestimmten Kaiser Konstantin und vier Jahre später Papst Silvester I. nach dem Konzil

## Zeitgeschichten

von Nicäa gemeinsam den Sonntag als Ruhetag und verwarfen den Sabbat. Im Laufe des 19. Jahrhunderts und der zunehmenden Industrialisierung, die eine extreme Fremdbestimmung der Arbeit mit sich brachte, zerbrach diese althergebrachte Ordnung und der Sonntag wurde zunehmend zum Arbeitstag.

Der Acht-Stunden-Tag und der Sonntag als Ruhetag wurden zu Kampfbegriffen der organisierten und politisierten Arbeiterschaft, die sich Zug um Zug Zugeständnisse in der Sozialgesetzgebung sicherte. Der Schutz der Sonntagsruhe wurde für bestimmte, gesetzlich genau definierte Zwecke und Veranstaltungen solange durchbrochen, bis die Ausnahmen immer mehr wurden und es gelang, den Konsumenten als Verbündeten für eine weitgehende Öffnung zu gewinnen.

Im Kampf gegen eine stets weiter voranschreitende Regelung, bei der die Salomitaktik angewendet und zur Verschleierung der eigentlichen Absichten von einer „Liberalisierung“ gesprochen wird, die es dem Konsumenten ermöglichen soll, alles zu jeder Zeit kaufen zu können, finden sich Gewerkschaften und christliche Kirchen Seite an Seite.

Leider sind es vermehrt Rückzugsgefechte, die da inszeniert werden, weil die Entsolidarisierung der Arbeitnehmer dazu geführt hat, dass sie als Konsumenten in die Rolle als „der Kunde ist König“ treten und für die berechtigten Wünsche beispielsweise der Verkaufsmitarbeiterinnen nur eingeschränkte Sympathie besitzen. Einwände, die die religiöse Bedeutung der Sonntagsruhe unterstreichen, fallen da sowieso nicht mehr ins Gewicht. Aber immerhin sollte darüber nachgedacht werden, was Daniele Deckes in der FAZ vom 24.12.2017 zur „Arbeitsruhe: In der christlichen Tradition“ schreibt: *Jedoch sind die gesellschaftlichen Kosten kaum zu unterschätzen, wenn die Freizeitbedürfnisse der einen dazu führen, dass andere immer mehr „Arbeit für den Sonntag“ leisten müssen (wie es beschönigend heißt). Das sieht auch das Bundesverfassungsgericht so. Einerseits, so das Gericht in seiner Entscheidung aus dem Jahre 2009, sei dem Schutz der Sonn- und Feiertage durch die Verfassung ein in der christlichen Tradition wurzelnder Gehalt eigen.*

Doch gehe dieser Sinngehalt mit einer *dezidiert sozialen, weltlichneutralen Zwecksetzung einher: der synchronen Taktung der Zeit. Sie ist ein unabdingbares Element für die Wahrnehmung der verschiedenen Formen des sozialen Lebens, von der Familie bis zum Sport und – ja, auch des Kirchgangs an Sonn- und religiösen Feiertagen.*

### Zeitgeschichten

Die „synchrone Taktung der Zeit“ – eine Herausforderung auch in anderer Hinsicht, denn mit dem gregorianischen Kalender und seiner weltweiten Verbreitung ist erst ein Teil der „Zeiteinteilung“ bewältigt. Denn „high noon“ ist nun einmal nicht gleich-

zeitig auf der ganzen Welt „zwölf Uhr mittags“, und zumindest zu Silvester bekommen wir eine Ahnung davon, wenn wir bereits viele Stunden vor dem Läuten der Pummerin und dem Erklingen des Donauwalzers die Silvesterraketen in Sidney, Hongkong, und Shanghai fernsehtauglich ins Haus geliefert bekommen. Heutzutage mit all den technischen und kommunikativen Möglichkeiten, die sich zur Feststellung der Uhrzeit auch in den entlegensten Teilen der Welt bieten, ist das zur Selbstverständlichkeit geworden, über die nicht nachgedacht wird.

Aber wie war es in Zeiten, als es diese Voraussetzungen noch nicht gab?

Noch Ende des 19. Jahrhunderts kam die Zeitansage in der damaligen Welthauptstadt persönlich vorbei: Die Engländerin Ruth Belville ging täglich durch London und versorgte die Bewohner mit der korrekten Uhrzeit – sie bestritt damit ihren Lebensunterhalt in dem sonderbarsten Beruf jenes Königreiches, das für Absonderlichkeiten und Skurrilitäten an sich bekannt war: Sie war „Zeithändlerin“.

Spiegel-Online berichtet über sie am 28.3.2013: *Von 1892 an konnte man Belville Tag für Tag in den Straßen Londons bei der Arbeit sehen: Jeden Montagmorgen fuhr sie zum Observatorium in Greenwich, um dort ihre Uhr korrekt zu stellen. Anschließend ging sie durch die Straßen der Londoner Innenstadt und des West Ends, klopfte hier und dort an Türen und nahm einen kleinen Geldbetrag entgegen. Dann ließ sie ihre Kunden einen Blick auf „Arnold“ werfen (so nannte sie ihre Uhr, Anm. d. Verf.) und setzte ihren Weg fort ...*

*Fast ein halbes Jahrhundert lang versorgte die „Greenwich Time Lady“ wie die Londoner Ruth Belville nannten, die Hauptstadt mit der genauen Uhrzeit.*

*Das lief so lange gut, bis im Jahr 1936 ein neuer Telefondienst eingeführt wurde, in dem eine freundliche Frauenstimme vom Band jedem auf die Sekunde genau die korrekte Greenwich Zeit verriet.*

Am Land – also außerhalb der Hauptstadt – war bis ins 18. Jahrhundert die Messung der Uhrzeit eine recht einfache gewesen: jeder Ort hatte seine eigene. Das führte dann zu Problemen, wenn es eine zeitliche Abstimmung brauchte, denn in ganz England gab es Unterschiede von bis zu 20 Minuten. Aber wen rührte das schon – bis zu dem Zeitpunkt, als ein immer dichter werdendes Eisenbahnnetz Fahrpläne brauchte, die nicht mit Circa-Angaben versehen werden konnten.

Reisende wollten einigermaßen pünktlich umsteigen, Zugunglücke galt es zu vermeiden und mit Hilfe der Telegraphie wollte man auch mitteilen, zu welchem Zeitpunkt man an einem bestimmten Bahnhof anzukommen gedachte.

Die „Railway Time“ der britischen Eisenbahngesellschaft Great Western Railway brachte dann ab 1840 eine ortsübergreifende einheitliche Uhrzeit – die erste Standardzeit, die die Welt kannte und die auf der Zeitangabe des Royal Greenwich Observatory aufbaute. In den übrigen Teilen der Welt dauerte es mehr oder weniger

## Weltvermessung

lang, bis sich ein Zeitkoordinationssystem durchsetzte. Und so erinnern wir uns gerne an die vielen Bahnhofsszenen in amerikanischen Western, in denen Pistoleros, den Hut ins Gesicht geschoben, stundenlang geduldig und tabakkauend auf ihren Einsatz warten, während irgendwo in der weiten Prärie Indianer das Ohr horchend an die Eisenbahnschiene legen und ein Summen das Nahen des Zuges ankündigt.

### Weltvermessung

Greenwich wurde 1884 zu einer Art Nabel der Welt, denn hier verläuft der Nullmeridian, der die Welt seither in die östliche und westliche Hemisphäre teilt.

Das war kein Zufall, denn als die „internationale Meridiankonferenz“ stattfand, auf der man sich auf Greenwich als Nullmeridian einigte, war London das Zentrum eines gewaltigen Empires und sollte es noch ein paar Jahrzehnte lang bleiben. Ab diesem Zeitpunkt gab es die erste weltgültige Standardzeit: Zwölf Uhr Greenwich Mean Time (GMT) war, wenn die Sonne in Greenwich im Zenit stand. Heute allerdings ist nicht nur der Nimbus des Empire verblasst, sondern es gilt die koordinierte Weltzeit (UTC), die das Zeitsignal eines Netzes von Atomuhren an die Schwankungen der Erdrotation anpasst.

Aber zurück zum Jahr 1884: Die Meridiankonferenz, zu der sich Vertreter von 25 Nationen versammelten, nahm zukünftige Machtkonstellationen bereits vorweg, denn sie fand nicht in der Millionenmetropole London, sondern in der vergleichsweise noch immer bescheidenen US-Hauptstadt Washington statt.

Frankreich, das bis zuletzt Paris ins Spiel gebracht hatte, enthielt sich dann bei der Abschlussresolution am 22. Oktober trotz der Stimme. Nullmeridian, Datumsgrenze, Standardzeit, Zeitzonen: die Welt bekam ein Koordinatensystem übergezogen – Grundlage der globalen Gesellschaft. Dass bald darauf – noch im selben Jahr – in Berlin unter der Federführung Bismarcks eine Aufteilung Afrikas erfolgte, war wohl ein Zufall, aber dem gleichen imperialen Geist geschuldet. Das ist jedoch eine andere Geschichte.

100 Jahre nach der Meridiankonferenz wurde das Koordinatennetz der Erde durch das World Geometric System definiert, das mit einem abstrakten Erdmodell arbeitet: Längen- und Breitengrade sind seither nicht mehr erdgebunden, die Kontinente verschieben sich unter ihnen hindurch – und der Nullmeridian liegt etwa 100 Meter östlich der historischen Linie. Statt Greenwich Mean Time gilt heute die Universal Time Coordinated, die ebenfalls unabhängig von allen Standorten definiert ist.

Raum und Zeit haben sich gewissermaßen emanzipiert und entwickeln sich unabhängig von Ländergrenzen und Kontinentalmassen.

Sowohl die Erdrotation als auch die Umlaufzeit der Erde um die Sonne unterliegen

nach menschlichen Zeitmaßstäben geringfügigen Schwankungen und lassen sich auch nicht mit der nötigen Genauigkeit messen.

Im Atomzeitalter bedienen wir uns daher der Atomzeit, das ist eine Zeitskala, die auf der Atomsekunde basiert, und das „Urmeter“, die bis 1960 gültige Maßverkörperung der Längeneinheit „Meter“, wurde mit Bezug auf die Wellenlänge der Krypton-86-Lampe neu definiert, um nur 23 Jahre später von der Lichtgeschwindigkeit abgelöst zu werden. Auch vom Ur-Kilo hat man sich mittlerweile verabschiedet, und mit 20. Mai 2019 wurde der 130 Jahre lang als Maß geltende Pariser Metallzylinder durch eine bestimmte Anzahl von Silizium-Atomen und zusätzliche Faktoren abgelöst. Die neue Definition war notwendig geworden, weil das Urkilogramm auf rätselhafte Weise stetig an Masse verlor – so viel wie ein Salzkorn möglicherweise. Für Menschen, die sich mit dem Messen befassen und die versuchen, weltweit gleiche Maßeinheiten zu gewährleisten, ist das eine fast genauso große Katastrophe wie das Chaos des Mittelalters, als das Längenmaß „Fuß“ je nach Schuhgröße des jeweiligen Königs variierte.

„Wir sind nicht die Herren der Welt“ betitelt Helmut L. Müller einen Beitrag in den Salzburger Nachrichten (30.04.2021) und führt dabei unter anderem aus:

*Die Europäer und die Nordamerikaner glauben weiter, dass ihre Sicht auf das internationale Geschehen das Maß aller Dinge ist. Die „Westler“ übersehen dabei, dass in anderen Erdteilen ganz andere Welt- und Geschichtsbilder herrschen. Das bedeutet: Wenn wir die Geschichte der letzten 150 Jahre aus der Perspektive der nichtwestlichen Länder betrachten, können wir besser begreifen, was jene Staaten antrieb, die bei den geopolitischen Verschiebungen heute eine große Rolle spielen.*

*Doch eine schlüssige Analyse der veränderten Weltlage gelingt uns nicht, weil die Art und Weise, wie wir unsere eigene Position definieren, sich so sehr unterscheidet von dem, wie die übrige Menschheit auf uns blickt. Selbstbild und Fremdbild klaffen etwa im Fall der Vereinigten Staaten von Amerika besonders weit auseinander.*

Er verweist auch auf das Buch des indisch-britischen Politologen Pankaj Mishra „Aus den Ruinen des Empire“, welches ich mit viel Gewinn gelesen habe.

Im Mittelpunkt seiner Erzählung stehen die „subalternen“ Völker mit der Sichtweise der „Anderen“, also jener Völker, die zu Verlierern in den vom westlichen Imperialismus geprägten Machtverhältnissen wurden.

Pankaj Mishra und Anton de Kom standen gewissermaßen Pate für dieses Buch, das sich als Fortsetzung meiner Gedanken in „Ohne Zweifel für die Schwächeren“ versteht.

## ... und die Letzten werden die Ersten sein

Dass es eine Art „Kalender“ geworden ist, ist Eduardo Galeano zu verdanken, dessen Bücher für mich viele Anregungen enthalten.

Die Auswahl an Menschen und Ereignissen, die ich getroffen habe, ist bewusst höchst subjektiv und wahrscheinlich kein Beispiel für „political correctness“, aber damit unterscheide ich mich nicht von zahlreichen Geschichtsdarstellungen, die den Stempel der „Wissenschaftlichkeit“ tragen und trotzdem dem Eurozentrismus verpflichtet sind.

Wie heißt es im Evangelium des Matthäus? *Aber viele, die da sind die Ersten, werden die Letzten, und die Letzten werden die Ersten sein.*

Bei der nächsten Jahrhundertwende werden die Europäer, weißen Amerikaner, Kanadier, Australier und Neuseeländer wahrscheinlich kein Zehntel der Weltbevölkerung ausmachen (so es diese überhaupt noch gibt), während es vor 500 Jahren nur Indien und China zahlenmäßig mit den „weißen Herren“ aufnehmen konnten. Noch vor 200 Jahren war China die größte Wirtschaftsmacht der Welt und produzierte ein Viertel aller weltweit hergestellten Güter. Das Reich der Mitte ist drauf und dran, dort wieder anzuschließen. Indien, Japan und eine Reihe neuer „Tigerstaaten“ werden diese Dominanz Asiens unterstreichen. Afrika, das zu Beginn des 20. Jahrhunderts weniger Einwohner hatte als Europa, wird in wenigen Jahrzehnten das Vielfache aufweisen. Ähnliches gilt für Lateinamerika.

Grund genug, sich etwas mehr mit der Geschichte derjenigen zu beschäftigen, die mehr oder weniger ausgeblendet waren oder eine Statistenrolle im Machtgefüge der Imperien spielten.

### **... und die Letzten werden die Ersten sein.**

Zu den Allerletzten gehörten ohne Zweifel jene Afrikaner, die in ihrer Heimat geraubt und als Ware jenseits des Atlantiks verkauft wurden.

Meine Kalendergeschichten beginnen mit ihnen und ihrem Schicksal auf einer Karibikinsel, wo der Jahresanfang eine große Rolle spielt.

Schon im antiken Griechenland und Rom gab es regelrechte Sklavenaufstände, von denen wohl jener des Spartacus der bekannteste ist.

Weit weniger in Erinnerung ist der Aufstand der Zandsch im arabischen Irak (Gegend um Basra), der erst nach 14 Jahren niedergeschlagen werden konnte und von schwarzen Sklaven ausgelöst worden war.

Zu dieser Zeit waren die Saqaliba (Slawen) als „Weißeste“ die angesehensten, während die afrikanischen Zandsch als die Verachtenswertesten galten und für die niedrigsten und schwersten Arbeiten eingesetzt wurden. Wir erleben also hier ein Form des

Rassismus, die den Europäern noch nicht geläufig war, aber dafür später umso perfider beherrscht wurde. Anfang des 16. Jahrhunderts wurden dann die ersten Afrikaner als Sklaven in die Karibik verschifft, weil die einheimische Bevölkerung von eingeschleppten Krankheiten dahingerafft, von Konquistatoren und ihren Mordtruppen umgebracht wurde oder sich allgemein als körperlich zu schwach für die schwere Arbeit in den Bergwerken und auf den Plantagen erwies. Schon bald kam es zu den ersten Aufständen, von denen einige Kalenderblätter Zeugnis geben werden. Der folgenreichste ereignete sich um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert ausgerechnet auf jener Insel, vor der Kolumbus' Schiff Santa Maria am 25. Dezember 1492 auf einer Untiefe aufgelaufen war. Aus den Überresten seines Schiffes ließ er die erste spanische Festung der Neuen Welt errichten und nannte sie „La Navidad“ – nach dem spanischen Weihnachten – und der Geburt Christi. 312 Jahre später war der 1. Januar der Tag der Geburt eines Staates von Sklaven, des ersten auf der Welt, wenn man von der Palmares-Siedlung in Brasilien absieht, die immerhin fast ein Jahrhundert Bestand hatte.

Der folgende Kalender versteht sich nicht als Flaggenparade, denn dafür gibt es mit der Vexillologie (Flaggenkunde) sogar eine eigene Lehre.

Aber zum Jahresbeginn will ich eine Ausnahme machen, weil die zugrundeliegende Geschichte recht skurril ist. Haitis Nationalflagge besteht aus zwei gleich großen, horizontalen Streifen, die oben blau und unten rot angeordnet sind. Sie entstand im Unabhängigkeitskampf gegen Frankreich, indem der weißen Streifen aus der Tricolore entfernt wurde und die beiden verbliebenen Streifen horizontal angeordnet wurden. Es blieb einem Sportfunktionär namens Eduard Alexandrowitsch von Falz-Fein ausgerechnet bei den Olympischen Spielen in Berlin vorbehalten, die Identität mit der Liechtensteinischen Flagge zu bemerken. 1937 wurde dieser dann, um Verwechslungen zu vermeiden (etwa bei aufmarschierenden Sportkohorten oder Fußballländerspielen) der Fürstenhut hinzugefügt. Bei aller völkerverbindenden Kraft Olympischer Spiele muß das Trennende ersichtlich bleiben, schließlich ist das eine ein Fürstentum mit hoheitlicher Behutung und das andere bloß eine Republik, die nicht einmal die Jakobinermütze trägt.



Wolfgang Radlegger

# Geschichte anders notiert

Ein Kalendarium

